

Liebe Gemeinde,

es gibt Bücher in der Bibel, die scheinen beinahe in einem Zuge verfaßt worden zu sein. Da kann man etwa an die Briefe des Paulus denken – obwohl auch sie sicher nicht an einem Nachmittag geschrieben bzw. diktiert wurden. Andere Büchern machen den Eindruck, dass der Autor lange daran gearbeitet und immer wieder an den Details gefeilt hat. Das gilt ganz sicher für die neutestamentlichen Evangelien. Viele der biblischen Bücher aber sind während eines sehr langen Zeitraums entstanden. Da wurde manches ergänzt. Es wurde auch manches korrigiert; man kann das heute noch an kleineren oder größeren Widersprüchen erkennen, die auf diese Weise entstanden sind. Sicher wurde auch das eine oder andere gestrichen, weil es nicht mehr zu passen schien. Aber darüber können wir natürlich nur spekulieren.

Die wohl umfangreichste Schrift in unserer Bibel ist das Buch, das im Alten Testament unter dem Namen des Jesaja überliefert ist. Es gehört zu jenen Schriften, hinter denen eine lange, eine sehr lange Entstehungsgeschichte liegt. Der Prophet Jesaja lebte und predigte im 8. Jahrhundert vor Christus in Jerusalem. Das Jesaja-Buch, wie wir es nun in der Bibel lesen können, wurde aber wahrscheinlich erst viele Jahrhunderte später fertig. Es enthält nicht nur Worte des Jesaja. Auch die Worte späterer Propheten sind darin überliefert – Propheten, deren Namen uns unbekannt sind. Viele Hände haben an dem Jesajabuch gearbeitet, bis es so vorlag, wie wir kennen.

Der zweite große Teil des Buches, die Kapitel 40-55, stammt aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft des Volkes Israel. Dieser Teil des Jesajabuches wurde im 6. Jahrhundert geschrieben, vieles wohl erst nach der Rückkehr des Volkes aus dem Exil.

Mehr als eineinhalb Jahrhunderte waren seit dem Wirken des Jesaja vergangen. Jenen unbekanntem Propheten, der in Jes 40-55 zu Wort kommt, nennt die Wissenschaft Deuterocesaja – das meint: „Zweiter Jesaja“.

Der Text, über den wir heute, am 5. Sonntag nach Epiphania, miteinander nachdenken wollen, steht ganz vorn bei „Deuterocesaja“ – in Kapitel 40, in den Versen 12-26. Der Text ist ziemlich lang. Es mag sich lohnen, ihn in der Bibel aufzuschlagen und vor Augen zu haben. Ich lese ihn nach der Übersetzung der Zürcher Bibel, und dort steht er vorn im Alten Testament auf den Seiten 977 und 978.

<sup>12</sup> Wer hat mit der hohlen Hand das Wasser gemessen und mit der Spanne seiner Hand den Himmel abgemessen? Und wer erfasst mit dem Drittelmaß den Staub der Erde und wiegt mit der Waage die Berge und mit Waagschalen die Hügel? <sup>13</sup> Wer hätte den Geist des HERRN geprüft, und welcher Mensch wäre sein Ratgeber, würde ihn unterweisen? <sup>14</sup> Mit wem könnte er sich beraten, der ihm Einsicht verschafft und ihn belehrt

hätte über den Pfad des Rechts und der ihn Erkenntnis gelehrt hätte und ihm nun den Weg der Einsicht wiese?

<sup>15</sup> Sieh, wie ein Tropfen in einem Eimer sind die Nationen, und wie Staub auf Waagschalen werden sie geachtet. Sieh, Inseln hebt er empor, als wären sie ohne Gewicht. <sup>16</sup> Und der Libanon reicht nicht aus für den Brand, und sein Wild reicht nicht aus für das Brandopfer. <sup>17</sup> Vor ihm sind alle Nationen, als gäbe es sie nicht, wie das Nichts, wie das, was nicht ist, werden sie von ihm geachtet.

<sup>18</sup> Und mit wem wollt ihr Gott vergleichen und was als Ebenbild ihm gegenüberstellen? <sup>19</sup> Das Standbild gießt der Handwerker, und der Schmied überzieht es mit Gold und schmiedet daran silberne Ketten. <sup>20</sup> Wer nicht so viel geben kann, wählt ein Holz, das nicht fault, er sucht sich einen geschickten Handwerker, um das Standbild zu befestigen, es soll ja nicht wackeln.

<sup>21</sup> Wisst ihr es nicht, hört ihr es nicht? Ist es euch nicht von Anfang an verkündet worden? Habt ihr es, seit die Erde gegründet wurde, nicht begriffen? <sup>22</sup> Er thront über dem Kreis der Erde, und wie Heuschreckenschwärme sind ihre Bewohner, wie einen Schleier breitet er den Himmel aus, und wie ein Zelt hat er ihn ausgespannt, um darin zu wohnen. <sup>23</sup> Fürsten macht er zunichte, Richter der Erde macht er zu dem, was wie das Nichts ist. <sup>24</sup> Kaum sind sie gepflanzt, kaum sind sie gesät, kaum hat ihr Baumstumpf Wurzeln geschlagen in der Erde, da hat er sie auch schon angehaucht, und sie sind verdorrt, und wie Stoppeln trägt der Sturm sie davon.

<sup>25</sup> Und mit wem wollt ihr mich vergleichen, dass ich ihm gleich wäre?, spricht der Heilige. <sup>26</sup> Blickt nach oben und seht: Wer hat diese geschaffen? Er, der ihr Heer hervortreten läßt, abgezählt, sie alle ruft er mit Namen herbei. Der Fülle an Kraft wegen, und weil er vor Kraft strotzt, geht kein Einziger verloren.

Wahrhaftig, liebe Gemeinde, das ist wirklich ein langer Text. Eigentlich geht er sogar noch weiter, bis zum Schluß des Kapitels. Aber diese Verse sind als Predigttext für einen anderen Sonntag vorgesehen. Wir werden schon jetzt gewiß nicht alles wirklich erfassen können, was der Prophet zu sagen hat.

Beim Hören und Lesen haben Sie es gemerkt: Immer wieder werden in unserem Textabschnitt Fragen gestellt. „Wer hat mit der hohlen Hand das Wasser gemessen und mit der Spanne seiner Hand den Himmel abgemessen? ... Mit wem könnte er sich beraten, der ihm Einsicht verschafft und ihn belehrt hätte über den Pfad des Rechts?“

Es ist klar: Der Prophet spricht von Gott. Die Fragen, die er stellt, sind keine echten Fragen. Der Prophet kennt schon die Antworten. Er führt keinen Dialog, sondern er hält eine Rede.

Seine rhetorischen Fragen dienen ihm dazu, den Hörern und Lesern die Größe Gottes vor Augen zu führen.

„Sieh, wie ein Tropfen in einem Eimer sind die Nationen, und wie Staub auf Waagschalen werden sie geachtet ... Vor ihm sind alle Nationen, als gäbe es sie nicht, wie das Nichts, wie das, was nicht ist, werden sie von ihm geachtet.“

Das sind große, das sind sehr selbstbewußte Worte. Aber die Wirklichkeit sah anders aus. Jerusalem war im Jahre 586 v.Chr. von den Babyloniern erobert worden. Das Volk Israel, jedenfalls ein großer Teil des Volkes, war in das Zwei-Strom-Land verschleppt worden. „An den Wassern zu Babylon saßen wir und weinten“, heißt es in Psalm 137.

Das war nicht nur eine politische und militärische Niederlage gewesen. Es war vor allem auch eine religiöse Katastrophe: Die Götter Babylons waren offenbar stärker als der Gott Israels. Das Heiligtum in Jerusalem war entweiht und zerstört. Der Gott Israels hatte sein Volk im Stich gelassen. So jedenfalls schien es vielen.

Doch dann geschah das Wunder. Eigentlich waren es sogar zwei Wunder. Das erste Wunder bestand darin, dass das Volk Israel in der Fremde seine Identität bewahren konnte. Man war ja nicht freiwillig dort in dem Land zwischen Euphrat und Tigris; man hoffte auf eine Rückkehr. Israel erinnerte sich seiner Geschichte. Und Israel erkannte, dass man von Gott auch sprechen kann, wenn es keine heilige Stätte mehr gibt und wenn kultische Opfer nicht mehr möglich sind. Gott ist nicht an Jerusalem gebunden, er ist nicht an das Land Juda gebunden. Der Gott Israels, so war man zunehmend überzeugt, ist der Herr der Welt – aller Erfahrung zum Trotz. Zu jener Zeit entstand jener Text, mit dem jetzt die Bibel beginnt – die Schöpfungsgeschichte im ersten Kapitel des Buches Genesis. „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Das hatte man in Israel zuvor so noch nicht zu sagen vermocht.

Und es geschah ein zweites Wunder: Das babylonische Reich brach zusammen. Im Jahre 539 nahmen die Perser unter ihrem Großkönig Kyros die Stadt Babylon ein. Kyros war, wie wir heute sagen würden, religiös tolerant. Die Israeliten durften nach Juda zurückkehren; sie erhielten die Erlaubnis, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen.

Kyros wird deshalb im 45. Kapitel unseres Jesajabuches als der „Gesalbte Gottes“ bezeichnet, als der „Messias“, in der griechischen Übersetzung: „der Christus“. Denn Kyros handelt in Gottes Auftrag – auch wenn er selber davon natürlich gar nichts weiß.

Unser Prophet preist die Herrlichkeit und die Größe Gottes. Die Bilder, die er dazu verwendet, sprengen freilich alle Verstehensmöglichkeiten. Gott hält die Wasser der Erde in seiner hohlen Hand. Gott mißt mit der Spanne seiner Hand die Weiten des Himmels aus. Das sind

gerade zu paradoxe Bilder. Aber der Sinn dieser Bilder ist klar: Das Volk dieses Gottes braucht sich vor nichts und vor niemandem zu fürchten.

Das Bild wird sogar noch ein wenig ausgedehnt: Wollte man diesem Gott wirklich angemessene Opfer darbringen, so würden die Wälder des Libanon nicht ausreichen für das dazu nötige Holz. Die dort lebenden Wildtiere würden als Opfertiere nicht genügen. „Mit wem wollt ihr Gott vergleichen und was als Ebenbild ihm gegenüberstellen?“, fragt der Prophet noch einmal. Und natürlich weiß er: Es gibt nichts und niemanden, mit dem man den Gott Israels vergleichen könnte.

Solche Gedanken können wir nachvollziehen. Unser Glaube an Gott setzt wahrhaftig voraus, dass Gott unvergleichlich ist. Gott steht jenseits dessen, was wir uns vorzustellen vermögen. Wir können Gott nicht in Worte fassen. Alle Bilder, die wir uns machen, alle Vorstellungen, die wir entwerfen, bleiben weit hinter dem zurück, was von Gott eigentlich zu sagen wäre. Doch genau hier scheint der Prophet innezuhalten. Gibt es nicht auch sichtbare Götter? Gibt es nicht Bilder, durch die eine Gottheit im wahrsten Sinne des Wortes anschaulich wird?

Der Prophet schildert die Arbeit des Künstlers, der ein Götterbild anfertigt. Er erschafft ein Standbild, kostbar mit Gold überzogen, bedeckt mit feinen silbernen Ketten. Solche Götterbilder sind aus jener Zeit erhalten geblieben. Die Arbeit der Archäologen hat sie uns zugänglich gemacht. In einem liturgischen Text aus Babylon wird die Herstellung einer solchen Statue sogar als eine heilige Handlung beschrieben.

Vermutlich hatten einst auch die Israeliten solche Gottesbilder besessen und verehrt. Doch zunehmend kam der Glaube an den Einen Gott Israels ohne solche Bilder aus. „Du sollst dir kein Bildnis machen“, sagt das zweite der zehn Gebote. „Bete sie nicht an und diene ihnen nicht.“

Dieses Gebot denkt nicht an die Bilder von fremden Göttern. Es verbietet vielmehr, dass man sich ein Bild von Jahwe macht, vom Gott Israels.

Welche Bedeutung hat dieses Gebot für uns? Dürfen *wir* Bilder von Gott haben? In der Geschichte der Kirche wurden zahllose Bilder von Gott angefertigt. Es gab und es gibt Bilder, die Jesus Christus darstellen wollen. Es gibt Kreuzifixe – es gibt sie in allen Größen und in jeglicher Ausstattung, bis hin zu der Riesenstatue des segnenden Christus oberhalb von Rio de Janeiro.

Was bedeuten solche Bilder? Sind sie gemeint als reale Abbilder Gottes? Gewiß – sehr viele Menschen sehen in ihnen bloße Kunstwerke. Aber nicht wenige haben doch eine fromme Scheu vor einem Kreuzifix, das auf einem Altar in einer Kirche steht oder das man irgendwo am Wegesrand sieht.

Der Heidelberger Katechismus fragt in seiner Auslegung des zweiten Gebots, ob man denn überhaupt keine Bilder machen dürfe. Seine Antwort lautet: „Gott kann und darf in keiner Weise abgebildet werden. Die Geschöpfe dürfen abgebildet werden, aber Gott verbietet, Bilder von ihnen zu machen und zu haben, um sie zu verehren oder ihm damit zu dienen.“ Gott, so sagt der Katechismus, Gott will, dass seine Christenheit „nicht durch stumme Götzen, sondern durch die lebendige Predigt seines Wortes unterwiesen“ wird.

Unser Prophet geht ganz nüchtern mit den Götterbildern um. Ja, sagt er, es gibt sie – die sichtbaren Götter aus Gold, die kleinen Statuen von Göttern und Göttinnen, die auf Sockeln aus wertvollem Holz stehen oder sitzen. Unsere Bibelübersetzungen machen hier übrigens einen kleinen Fehler: Der hebräische Text meint nicht, reiche Leute hätten goldene Götter, die armen Leute dagegen müßten sich mit Holz begnügen. Es geht darum „dass man so ein kleines Figürchen auf einen haltbaren Holzsockel stellen muß, damit es besser gesehen werden kann – davon spricht unser Text. Dabei vermeidet er allen Spott und alle Ironie. An späteren Stellen des Deuterocesaja werden Spott und Ironie dann aber sehr wohl sichtbar werden.

Wir Reformierten haben es natürlich gut. In unseren Kirchen gibt es keine Gottesbilder und auch keine Kruzifixe. Der Heidelberger Katechismus erklärt uns, warum das so ist – wir haben es eben gehört. Aber bewahrt uns das vor der Gefahr, dass wir nicht trotzdem an selbstgemachte Götter glauben? Oder dass wir Gott so denken, wie er unseren Vorstellungen entspricht, unseren Wünschen, unseren Hoffnungen?

„Woran du nun dein Herz hängst, das ist in Wahrheit dein Gott“ – so schreibt Martin Luther in seinem Großen Katechismus. Luther hatte nichts gegen Kruzifixe in den Kirchen. In seinem Katechismus ließ er das Zweite Gebot sogar ganz weg, um die Bilderstürmer nicht zu unterstützen.

Aber Luther wußte: Es gibt nicht nur Gottesbilder, die aus Holz oder Stein oder Metall geformt werden. Viel gefährlicher können jene Gottesbilder sein, die in unseren eigenen Köpfen oder eben in unseren Herzen entstehen. Sie können hartnäckiger wirksam sein als manches Kruzifix. Religiöse Fundamentalisten lehnen Bilder ab – aber sie folgen nur zu gern den Gottesbildern, die sie sich selber gemacht haben.

Die Aussagen, die die Bibel von Gott macht, sind natürlich Aussagen von Menschen. Die Autoren der biblischen Schriften wissen das. Gerade deshalb machen sie nicht einmal den Versuch, Gott auf irgendeine Weise beschreiben zu wollen oder den Lesern ein Bild von Gott vor Augen zu führen. Deshalb betont der Prophet so nachdrücklich die Unvergleichlichkeit Gottes. Er will sicherstellen, dass wir uns Gott nicht gleichsam als einen Menschen „in Übergröße“ vorstellen.

„Wisst ihr es nicht, hört ihr es nicht?“, so fragt der Prophet abermals. „Gott thront über dem Kreis der Erde ... Fürsten macht er zunichte, Richter der Erde macht er zu dem, was wie das Nichts ist.“

„Der Mensch schuf sich Gott nach seinem Bilde“ – so sagt es die atheistische Propaganda in Umkehrung der biblischen Aussage vom Menschen als dem Ebenbild Gottes. Gerade das aber will der Prophet verhindern. Wir sollen Gott nicht denken „nach unserem Bild“.

Dabei wäre es doch so leicht gewesen, Gott direkt in der Geschichte zu entdecken. Es wäre so einfach gewesen, die Rückkehr des Volkes aus der babylonischen Gefangenschaft direkt als eine Tat Gottes zu deuten, sich vorzustellen, man könne hier Gott bei der Arbeit gleichsam zusehen.

„Fürsten macht er zunichte“, sagt der Prophet. Das klingt, als sei Gott nun doch unmittelbar der Urheber von Revolutionen oder von Befreiungsbewegungen oder von siegreichen Kriegen. Aber es ist gefährlich, historische Ereignisse – und sei es das Ende einer Diktatur – direkt mit Gott in Verbindung zu bringen. Nicht selten war der Untergang eines Unrechtsregimes nur der Anfang neuen Unrechts. So werben die Worte des Propheten nicht für eine Revolution, sondern sie wollen alle Mächtigen warnen vor einem Mißbrauch ihrer Macht.

Am Ende werden unsere Augen weggelenkt von der Erde hin zum Himmel: „Blickt nach oben und seht: Wer hat diese geschaffen?“, so fragt der Prophet. Er spricht von den Sternen, die am Himmel zu sehen sind. „Er, der ihr Heer hervortreten läßt, abgezählt, er ruft sie alle mit Namen herbei.“

„Weißt du, wieviel Sternlein stehen“ – wir alle kennen dieses Lied. Es steht in unserem Gesangbuch, und wir werden es gleich miteinander singen. Es verdankt sich unserer Bibelstelle. Es ist gleichsam dessen Vertonung.

Vor einigen Tagen berichtete die Presse von der Entdeckung einer neuen Galaxie, von Sternen, die mehr als 13 Milliarden Lichtjahre von uns entfernt sind. Unsere Teleskope, so scheint es, reichen nun fast zurück bis an den Ursprung unseres Univerums.

Deuterocesaja, gegen Ende des 6. Jahrhunderts in Jerusalem, sah nur jene Sterne, die man nachts mit bloßem Auge erkennt – und schon das sind ja nicht wenige, zumal wenn es wirklich stockdunkel ist. Was würde er gesagt und geschrieben haben, wenn er die Schöpfung Gottes mit Hilfe unserer technischen Möglichkeiten hätte betrachten können?

Die Menschen in Babylon waren davon überzeugt, die Sterne ebenso wie die Sonne und der Mond, seien Götter. „Die Sterne lügen nicht“ – diesem Werbespruch der Horoskope hätten die Babylonier sofort zugestimmt. Deuterocesaja aber weiß: Die Sterne sind nichts als Himmelskörper. Sie sind geschaffen von Gott, sie sind Teil der Schöpfung. „Er ruft sie alle mit

Namen herbei.“ Das meint: Gott herrscht über die Sterne, sie gehorchen seinem Willen. Es gibt keinen Widerspruch zwischen den Gesetzen der Natur und dem Handeln Gottes.

Nun ist das Weltall und seine scheinbare Unendlichkeit gewiß kein Beweis für das Dasein Gottes. Wenn ein Naturwissenschaftler behauptet, das All habe sich selbst erschaffen, dann können wir das nicht widerlegen.

Aber der biblische Prophet lädt uns ein, Gott zu begreifen als den Schöpfer und als den Herrn des Weltalls. Dabei weiß dieser Prophet, dass auch solche Worte wieder nur Bilder sind und dass sie hinter der Wirklichkeit Gottes zurückbleiben.

„Mit wem wollt ihr mich vergleichen, dass ich ihm gleich wäre?“ – so läßt Deuterocesaja am Ende unseres Textes Gott gleichsam selber zu Wort kommen.

Wir können die Unvergleichlichkeit Gottes nicht denken. Das bedeutet aber zugleich: Gott ist nicht das Ergebnis unserer Denkprozesse – und wären diese auch noch so fromm und auch noch so biblisch begründet. Gott ist jenseits unserer Wirklichkeit. Er ist nicht ein Teil jener Wirklichkeit, die wir zu erfassen vermögen. Gott ist der Schöpfer des Weltalls. Er ist der, der das All umgreift. Er ist nicht irgendwo in diesem Kosmos zu finden, wie es einst der sowjetische Kosmonaut Jurij Gagarin spöttisch unterstellte. Sondern Gott ist es, der diese Welt, der diesen Kosmos zusammenhält.

Liebe Gemeinde,

wir haben versucht, die Worte der Predigt des „Zweiten Jesaja“ zu verstehen. Wir haben versucht, sie nachzusprechen, so weit wir es vermögen. Wir tun das nun aber nicht als Menschen des Volkes Israel. Wir tun es als Christen.

Als Christen bekennen wir, dass der so unendlich ferne Gott, der das All abmißt mit seiner Hand und der den Staub der Erde zu wiegen vermag mit einer ganz kleinen Waage – dass dieser Gott uns nahegekommen ist in Jesus von Nazareth. Dass sich dieser Gott uns zugewandt hat in jenem Menschen, den wir den Christus und den Sohn Gottes nennen.

Damit wird nichts von dem zurückgenommen, was der Prophet Deuterocesaja vor zweieinhalbtausend Jahren gesagt oder geschrieben hat. Aber seine Worte werden nun doch in ein anderes Licht gerückt.

Erinnern Sie sich an die neutestamentliche Lesung? „Christus ist das Bild des unsichtbaren Gottes“ – so schreibt der Verfasser des Kolosserbriefes in einem beinahe hymnischen Text. Natürlich meint er nicht, die Gestalt des Menschen Jesus sei zu verstehen als das direkte Abbild Gottes. Gemeint ist vielmehr, dass wir im Leben, im Sterben und in der Auferweckung Jesu erfahren, wer Gott ist. In Jesus ist der ferne, der unnahbare Gott zugleich der uns nahe Gott. Jesus hat uns gesagt, dass wir Gott unseren „Vater“ nennen dürfen.

„Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene vor aller Schöpfung ... Er ist der Erstgeborene aus den Toten, damit er in allem der Erste sei. Denn es gefiel Gott, seine ganze Fülle in ihm wohnen zu lassen und durch ihn das All zu versöhnen.“

Deuterocesaja wußte nichts von Jesus. Aber wir glauben, dass der Gott des biblischen Propheten uns nahe gekommen ist in der Person des Menschen Jesus.

Im Abendmahl, das wir gleich miteinander feiern wollen, wird diese Nähe Gottes für uns erfahrbar. Im Abendmahl wird uns die Versöhnung mit Gott zugesagt, und sie wird darin Wirklichkeit. Das Kinderlied von den Sternlein bringt dasselbe auf eine sehr schlichte und doch zugleich wunderbare Weise zum Ausdruck. Deshalb wollen wir es nun miteinander singen.

Amen.

**Lied 511**